

Ich bin vor Kurzem gefragt worden, ob es in Europa das Problem von Krieg und Frieden gebe. In keinem Land stellt man diese Überlegung so oft an wie in Deutschland. Und in wenigen Ländern wird sie so ernst genommen wie in Polen. Das soll nicht bedeuten, dass wir in Deutschland und Polen eine besondere Unsicherheit empfinden. Nein, wir fühlen uns sicher, die Deutschen in ihrer neuen Lage als ein Binnenland der Europäischen Union und der NATO, aber auch die Polen, für die das ein völlig neues und ungewohntes Gefühl ist. Nur: Die Krieg-oder-Frieden-Frage ist für unsere Begründung des sogenannten europäischen Projektes entscheidend wichtig gewesen. Ist sie es auch noch heute?

Kriege sind in der Europäischen Union unvorstellbar geworden, auch wenn die Kenntnis der europäischen Geschichte zu einer gewissen Vorsicht und Demut zwingt. Solange wir diese Demut nicht verlieren, gibt es gute Gründe zum Optimismus. Wir dürfen also vorerst davon ausgehen, dass sich die Kriegsfrage nicht stellen wird. Die Friedensfrage kann aber ziemlich schnell an Aktualität gewinnen. Oder, um präziser zu sein, die Frage nach der Qualität des europäischen Friedens.

Keine Gewinner – keine Verlierer

Frieden, wie wir ihn in Europa kennen und schätzen gelernt haben, definiert sich nämlich nicht allein durch den Verzicht auf Gewaltanwendung. Er ist unsere Lebensweise geworden, unser Stolz. Er beruht nicht zuletzt auf enger institutionel-

ler Verflechtung von wirtschaftlichen und politischen Interessen, die eine manchmal langwierige, aber im Endergebnis effiziente Kompromissfindung möglich macht. Der größte Erfolg der Europäer war die Gewissheit, dass dieser Mechanismus ein Gleichgewicht zwischen angeborenem Egoismus und angelernter Solidarität schafft. Am Ende gibt es deshalb weder strahlende Sieger noch frustrierte Verlierer. Die traditionellen Regeln der Machtpolitik, denen andere Regionen der Welt nie so eindeutig abgeschworen haben, sind also außer Kraft gesetzt.

Der Gedanke, sie könnten sich irgendwann auch hier bei uns Geltung verschaffen, erschreckt uns zu Recht. Wir machen uns zwar Mut, indem wir „mehr Europa“ einfordern, aber erstens ist dieses Postulat erklärungsbedürftig, und zweitens weckt es keine ungeteilte Begeisterung. Europa, das bisher als eine fast unerschöpfliche Quelle von Lösungen angesehen wurde, gilt plötzlich bei vielen als Quelle von Problemen. Der Grundsatz, dass es in Europa keine Verlierer geben dürfe, scheint nicht mehr zu funktionieren. Es gibt nämlich europäische Völker, die sich als Verlierer sehen und zumindest dazu neigen, Europa für ihre Schwierigkeiten mitverantwortlich zu machen.

Erschüttertes Vertrauen

Das Vertrauen ist erschüttert, sowohl in die europäischen Institutionen als auch in die europäischen Partner. Und in der Politik wie in der Wirtschaft ist Vertrauen

entscheidend. Wenn es fehlt, steigen die Transaktionskosten. Jeder Teilnehmer muss sich gegen Risiken absichern, und das kostet. Wer sich schwach fühlt und unfair behandelt, sucht gleichgesinnte Verbündete. Wenn sie nicht gestoppt wird, verwandelt diese Logik die Gemeinschaftsregeln in ein Nullsummenspiel. Dort, wo es Gewinner gibt, muss es auch Verlierer geben. So denken ja viele in anderen Regionen der Welt, insbesondere in den aufstrebenden, erfolgshungrigen neuen Mächten. Kehrt also die alte „Normalität“ wieder ein in Europa?

Nationale Instinkte

Noch ist das nur ein Worst-case-Szenario, aber Anzeichen davon kann man bereits erkennen. Kein Land würde diesen Rückfall in alte nationale Instinkte deutlicher zu spüren bekommen als das mächtigste Mitglied der Union, Deutschland. Seit Jahrzehnten ist es ja ein fundamentales Ziel deutscher Politik, eine Situation zu verhindern, in der sich andere Länder gezwungen glauben, Deutschlands Macht mit einer Koalitionsbildung zu begegnen.

Und kaum ein Land könnte von den Folgen einer solchen Entwicklungen härter getroffen werden als Polen. Denn in einem rauer gewordenen Klima europäischer Politik muss Polen allein schon aus geografischen Gründen viel vorsichtiger navigieren, um sich sicher zu fühlen. Wenn dem so ist, dann haben wir beide eine besondere Verantwortung für die Zukunft Europas.

Das polnisch-deutsche Verhältnis, dem Bernhard Vogel seit Jahrzehnten so viel politische und menschliche Energie widmet, ist im heutigen Europa eine überraschende Ausnahme.

„Ziemlich beste Freunde“

Während woanders Misstrauen steigt, wächst das Vertrauen zwischen Polen und Deutschland. Wir sind „ziemlich beste Freunde“ geworden. Die Frage, vor der wir stehen, lautet: Was tun wir mit diesem kostbaren Gut?

Seine symbolische Wirkung kann kaum hoch genug geschätzt werden, wenn man die Geschichte dieses Verhältnisses betrachtet. Doch auf Symbolik sollte seine Bedeutung nicht reduziert werden. Polen hat noch keine gefestigte Macht. Die muss erst wachsen. Nur, in Polen wird kaum bezweifelt, dass sie sowohl wirtschaftlich als auch politisch nur im gut funktionierenden europäischen Umfeld wachsen kann.

Diese Zuversicht macht Polen zu einem der nicht so zahlreichen Länder, für die Europa kein Nostalgieobjekt, sondern vor allem eine attraktive Zukunftsperspektive darstellt. Kann dieses Land, neben Deutschland und Frankreich, mehr Verantwortung für Europa übernehmen? Die Ambition ist auf jeden Fall richtig. Für alle, die wie Bernhard Vogel an dem deutsch-polnischen Verhältnis gearbeitet haben, als solche Gedanken noch völlig realitätsfern erscheinen mussten, ist allein schon diese Perspektive eine große Genugtuung.